

Leseprobe



Das heilige Licht

Osterlegenden

112 Seiten, 17 x 24,5 cm, gebunden, durchgehend farbig
ISBN 9783746262543

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2023



Selma Lagerlöf

Das heilige Licht

Osterlegenden

MIT BILDERN VON
Sieger Köder

benno

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bildnachweis

S. 6: Sieger Köder, Labyrinth und Rose

S. 11: Sieger Köder, Veronika. Kreuzweg Rosenberg

S. 55: Sieger Köder, Er trug sein Kreuz. Kreuzweg Bensberg

S. 63: Sieger Köder, Verleugnung

S. 75: Sieger Köder, Am Abend des Ostertages

S. 106/107: Sieger Köder, Der gute Hirte

Alle Bilder von Sieger Köder:

© Sieger Köder-Stiftung Kunst und Bibel, Ellwangen

www.verlagsgruppe-patmos.de/rights/abdrucke

Besuchen Sie uns im Internet:

www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen.

Einfach anmelden unter www.vivat.de.

ISBN 978-3-7462-6254-3

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig

Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig

Titelbild: Sieger Köder, Das Glaubensbekenntnis. Glasfenster Heilig Geist, Ellwangen

Gesamtherstellung: Arnold & Domnick, Leipzig (A)

Inhaltsverzeichnis



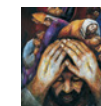
Das Schweißstuch der heiligen Veronika 10



Das Rotkehlchen 54



Unser Herr und der heilige Petrus 62



Die Lichtflamme 74

Das Schweiß­tuch
der heiligen
Veronika



I

In einem der letzten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius begab es sich, dass ein armer Winzer und sein Weib sich in einer einsamen Hütte hoch oben in den Sabiner Bergen niederließen. Sie waren Fremdlinge und lebten in der größten Einsamkeit, ohne je den Besuch eines Menschen zu empfangen. Aber eines Morgens, als der Arbeiter seine Tür öffnete, fand er zu seinem Erstaunen eine alte Frau, die zusammengekauert auf der Schwelle saß. Sie war in einen schlichten grauen Mantel gehüllt und sah aus, als wäre sie sehr arm. Und dennoch erschien sie ihm, als sie sich erhob und ihm entgegentrat, so Ehrfurcht gebietend, dass er daran denken musste, was die Sagen von Göttinnen erzählen, die in der Gestalt einer alten Frau die Menschen heimsuchen.

„Mein Freund“, sagte die Alte zu dem Winzer, „wundere dich nicht darüber, dass ich heute Nacht auf deiner Schwelle geschlafen habe. Meine Eltern haben in dieser Hütte gewohnt, und hier wurde ich vor fast neunzig Jahren geboren. Ich hatte erwartet, sie leer und verlassen zu finden. Ich wusste nicht, dass aufs Neue Menschen Besitz davon ergriffen hatten.“

„Ich wundere mich nicht, dass du glaubtest, dass eine Hütte, die so hoch zwischen diesen einsamen Felsen liegt, leer und verlassen stehen würde“, sagte der Winzer. „Aber ich und mein Weib, wir sind aus einem fernen Lande, und wir armen Fremdlinge haben keine bessere Wohnstätte finden können. Und dir, die nach der langen Wanderung, die du in deinem hohen Alter unternommen hast, müde und hungrig sein muss, dürfte es willkommener sein, dass die Hütte von Menschen bewohnt ist anstatt von den Wölfen der Sabiner Berge. Du findest jetzt doch ein Bett drinnen, um darauf zu ruhen, sowie eine Schale Ziegenmilch und einen Laib Brot, wenn du damit vorliebnehmen willst.“ Die Alte lächelte ein wenig, aber dieses Lächeln war so flüchtig, dass es den Ausdruck schweren Kummers nicht zu zerstreuen vermochte, der auf ihrem Gesicht ruhte. „Ich habe meine ganze Jugend hier oben in den Bergen verlebt“, sagte sie. „Ich habe die Kunst noch nicht verlernt, einen Wolf aus seiner Höhle zu vertreiben.“ Und sie sah wirklich

so stark und kräftig aus, dass der Arbeiter nicht daran zweifelte, dass sie trotz ihres hohen Alters noch Stärke genug besäße, um es mit den wilden Tieren des Waldes aufzunehmen. Er wiederholte jedoch sein Anerbieten, und die Alte trat in die Hütte ein. Sie ließ sich zu der Mahlzeit der armen Leute nieder und nahm ohne Zögern daran teil. Aber obgleich sie sehr zufrieden damit schien, grobes in Milch aufgeweichtes Brot essen zu dürfen, dachten doch der Mann und die Frau: Woher kann diese alte Wanderin kommen? Sie hat gewiss öfter Fasane von Silberschüsseln gespeist, als Ziegenmilch aus irdenen Schalen getrunken. Zuweilen erhob sie die Augen vom Tische und sah sich um, als wolle sie versuchen, sich wieder in der Hütte zurechtzufinden. Die dürftige Behausung mit den nackten Lehmwänden und dem gestampften Boden war sicherlich nicht sehr verändert. Sie zeigte sogar ihren Wirtsleuten, dass an der Wand noch ein paar Spuren von Hunden und Hirschen sichtbar waren, die ihr Vater dorthin gezeichnet hatte, um seinen kleinen Kindern eine Freude zu machen. Und hoch oben auf einem Brett glaubte sie die Scherben eines Tongefäßes zu sehen, in das sie selbst einst Milch zu melken pflegte. Aber der Mann und sein Weib dachten bei sich selbst: Es mag freilich wahr sein, dass sie in dieser Hütte geboren ist, aber sie hat doch im Leben so manches andere zu bestellen gehabt als Ziegen melken und Butter und Käse bereiten. Sie merkten auch, dass sie oft mit ihren Gedanken weit weg war und dass sie jedes Mal, wenn sie wieder zu sich selbst zurückkam, schwer und kummervoll seufzte. Endlich erhob sie sich von der Mahlzeit. Sie dankte freundlich für die Gastfreundschaft, die sie genossen hatte, und ging auf die Tür zu. Aber da kam sie dem Winzer so beklagenswert einsam und arm vor, dass er ausrief: „Wenn ich mich nicht irre, war es keineswegs deine Absicht, als du gestern Nacht heraufstiegst, diese Hütte so bald zu verlassen. Wenn du wirklich so arm bist, wie es den Anschein hat, dann wird es wohl deine Meinung gewesen sein, alle die Jahre, die du noch zu leben hast, hierzubleiben. Aber jetzt willst du gehen, weil wir, mein Weib und ich, schon von der Hütte Besitz genommen haben.“

Die Alte leugnete nicht, dass er richtig geraten hatte. „Aber diese Hütte, die so viele Jahre verlassen gestanden hat, gehört dir ebenso gut wie mir“, sagte sie. „Ich habe kein Recht, dich von hier zu vertreiben.“ „Es ist aber doch deiner Eltern Hütte“, sagte der Winzer, „und du hast sicherlich mehr Anspruch darauf als ich. Wir sind überdies jung, und du bist alt. Darum sollst du bleiben, und wir werden

gehen.“ Als die Alte diese Worte hörte, war sie ganz erstaunt. Sie wendete sich auf der Schwelle um und starrte den Mann an, als wenn sie nicht verstünde, was er mit seinen Worten meinte. Aber nun mischte sich das junge Weib ins Gespräch. „Wenn ich mitzureden hätte“, sagte sie zu dem Manne, „würde ich dich bitten, diese alte Frau zu fragen, ob sie uns nicht als ihre Kinder ansehen und uns erlauben will, bei ihr zu bleiben und sie zu pflegen. Welchen Nutzen hätte sie davon, wenn wir ihr diese elende Hütte schenkten und sie dann allein ließen? Es wäre furchtbar für sie, einsam in der Wildnis zu hausen. Und wovon sollte sie leben? Es wäre dasselbe, als wollten wir sie dem Hungertod preisgeben.“ Aber die Alte trat auf den Mann und die Frau zu und betrachtete sie prüfend. „Warum sprecht ihr so?“, fragte sie. „Warum beweist ihr mir Barmherzigkeit? Ihr seid doch Fremde.“ Da antwortete ihr die junge Frau: „Darum, weil uns selbst einmal die große Barmherzigkeit begegnet ist.“

II

So kam es, dass die alte Frau in der Hütte des Winzers wohnte, und sie fasste große Freundschaft für die jungen Menschen. Aber dennoch sagte sie ihnen niemals, woher sie kam oder wer sie war, und sie begriffen, dass sie es nicht gut aufgenommen hätte, wenn sie sie danach gefragt hätten. Aber eines Abends, als die Arbeit getan war und sie alle drei auf der großen, flachen Felsplatte saßen, die vor dem Eingang lag, und ihr Abendbrot verzehrten, erblickten sie einen alten Mann, der den Pfad heranstieg. Es war ein hoher, kräftig gebauter Mann mit so breiten Schultern wie ein Ringer. Sein Gesicht trug einen düsteren, herben Ausdruck. Die Stirn ragte über den tief liegenden Augen vor, und die Linien des Mundes drückten Bitterkeit und Verachtung aus. Er ging in gerader Haltung und mit raschen Bewegungen. Der Mann trug ein schlichtes Gewand, und der Winzer

dachte, sobald er ihn erblickt hatte: Das ist ein alter Legionär, einer, der seinen Abschied aus dem Dienste bekommen hat und nun auf der Wanderung nach seiner Heimat begriffen ist. Als der Fremde an die Essenden herangekommen war, blieb er wie unschlüssig stehen. Der Arbeiter, der wusste, dass der Weg ein kleines Stück oberhalb der Hütte ein Ende hatte, legte den Löffel nieder und rief ihm zu: „Hast du dich verirrt, Fremdling, dass du hierher zu dieser Hütte kommst? Niemand pflegt sich die Mühe zu machen, hier heraufzuklettern, es sei denn, er hätte eine Botschaft an einen von uns, die wir hier wohnen.“ Während er so fragte, trat der Fremdling näher. „Ja, es ist so, wie du sagst“, antwortete er, „ich habe den Weg verloren, und jetzt weiß ich nicht, wohin ich meine Schritte lenken soll. Wenn du mich hier ein Weilchen ruhen lässt und mir dann sagst, welchen Weg ich gehen muss, um zu einem Landgut zu kommen, will ich dir dankbar sein.“ Mit diesen Worten ließ er sich auf einem der Steine nieder, die vor der Hütte lagen. Die junge Frau fragte ihn, ob er nicht an ihrer Mahlzeit teilnehmen wolle, doch dies lehnte er mit einem Lächeln ab. Hingegen zeigte es sich, dass er sehr geneigt war, mit ihnen zu plaudern, indes sie aßen. Er fragte die jungen Menschen nach ihrer Lebensweise und ihrer Arbeit, und sie antworteten ihm fröhlich und rückhaltlos. Aber auf einmal wendete sich der Arbeiter an den Fremden und begann ihn auszufragen: „Du siehst, wie abgeschieden und einsam wir leben“, sagte er. „Es ist wohl schon ein Jahr her, seit ich mit anderen als Hirten und Winzern gesprochen habe. Kannst du, der ja wohl aus einem Feldlager kommt, uns nicht ein wenig von Rom und vom Kaiser erzählen?“ Kaum hatte der Mann dies gesagt, als die junge Frau merkte, wie die Alte ihm einen warnenden Blick zuwarf und mit der Hand das Zeichen machte, das bedeutet, man möge wohl auf seiner Hut sein mit dem, was man sage. Der Fremdling antwortete dann aber ganz freundlich: „Ich sehe, dass du mich für einen Legionär hältst, und du hast wirklich nicht so ganz unrecht, obgleich ich schon vor langer Zeit den Dienst verlassen habe. Unter der Regierung des Tiberius hat es nicht viel Arbeit für uns Kriegersleute gegeben. Und er war doch einmal ein großer Feldherr. Das war die Zeit seines Glückes. Jetzt hat er nichts anderes im Sinn, als sich vor Verschwörungen zu hüten. In Rom sprechen alle Menschen davon, dass er vorige Woche, nur auf den allerleisesten Verdacht hin, den Senator Titius greifen und hinrichten ließ.“

„Der arme Kaiser, er weiß nicht mehr, was er tut“, rief die junge Frau. Sie rang die Hände und schüttelte bedauernd und staunend das Haupt.

„Du hast wirklich recht“, sagte der Fremdling, während ein Zug tiefster Düsterei über sein Gesicht ging. „Tiberius weiß, dass alle Menschen ihn hassen, und dies treibt ihn noch zum Wahnsinn.“ „Was sagst du da?“, rief die Frau. „Warum sollten wir ihn hassen? Wir beklagen ja nur, dass er nicht mehr ein so großer Kaiser ist wie am Anfang seiner Regierung.“ „Du irrst dich“, sagte der Fremde. „Alle Menschen verachten und hassen Tiberius. Warum sollten sie es nicht? Er ist ja nur ein grausamer, schonungsloser Tyrann. Und in Rom glaubt man, dass er in Zukunft noch unverbesserlicher sein wird als bisher.“ „Hat sich denn etwas ereignet, was ihn zu einem noch ärgeren Ungeheuer machen könnte, als er schon ist?“, fragte der Mann. Als er dies sagte, merkte die Frau, dass die Alte ihm abermals ein warnendes Zeichen machte, aber so verstohlen, dass er es nicht sehen konnte. Der Fremdling antwortete freundlich, aber gleichzeitig huschte ein eigentümliches Lächeln um seine Lippen. „Du hast vielleicht gehört, dass Tiberius bis jetzt in seiner Umgebung einen Freund gehabt hatte, dem er vertrauen konnte und der ihm immer die Wahrheit sagte. Alle anderen, die an seinem Hofe leben, sind Glücksjäger und Heuchler, die seine bösen und hinterlistigen Handlungen ebenso preisen wie seine guten und vortrefflichen. Es hat aber doch, wie gesagt, ein Wesen gegeben, das niemals fürchtete, ihn wissen zu lassen, was seine Handlungen wert waren. Dieser Mensch, der mutiger war als Senatoren und Feldherrn, war des Kaisers alte Amme, Faustina.“ „Jawohl, ich habe von ihr reden hören“, sagte der Arbeiter. „Man sagte mir, dass der Kaiser ihr immer große Freundschaft bewiesen habe.“ „Ja, Tiberius wusste ihre Ergebenheit und Treue zu schätzen. Er hat diese arme Bäuerin, die einst aus einer elenden Hütte in den Sabiner Bergen kam, wie seine zweite Mutter behandelt. Solange er selbst in Rom weilte, ließ er sie in einem Hause auf dem Palatin wohnen, um sie immer in seiner Nähe zu haben. Keiner von Roms vornehmen Matronen ist es besser ergangen als ihr. Sie wurde in einer Sänfte über die Straße getragen, und ihre Kleidung war die einer Kaiserin. Als der Kaiser nach Capreae übersiedelte, musste sie ihn begleiten, und er ließ ihr dort ein Landhaus voll Sklaven und kostbaren Hausrat kaufen.“ „Sie hat es wahrlich gut gehabt“, sagte der Mann. Er war es nun, der das Gespräch mit dem Fremden allein weiterführte. Die Frau saß stumm und beobachtete staunend die

Veränderung, die mit der Alten vorgegangen war. Seit dem Kommen des Fremden hatte sie kein Wort gesprochen. Sie hatte ihr sanftes und freundliche Aussehen ganz verloren. Die Schlüssel hatte sie von sich geschoben und saß jetzt starr und aufrecht, an den Türpfosten gelehnt und blickte mit strengem, versteinertem Gesicht gerade vor sich hin.

„Es ist des Kaisers Wille gewesen, dass sie ein glückliches Leben genieße“, sagte der Fremdling. „Aber trotz aller seiner Wohltaten hat nun auch sie ihn verlassen.“ Die alte Frau zuckte bei diesen Worten zusammen, doch die junge legte beschwichtigend die Hand auf ihren Arm. Dann begann sie mit ihrer warmen, milden Stimme zu sprechen. „Ich kann doch nicht glauben, dass die alte Faustina am Hofe so glücklich gewesen ist, wie du sagst“, sagte sie, indem sie sich an den Fremdling wendete. „Ich bin gewiss, dass sie Tiberius so geliebt hat, als wenn er ihr eigener Sohn wäre. Ich kann mir denken, wie stolz sie auf seine edle Jugend gewesen ist, und ich kann auch begreifen, welch ein Kummer es für sie war, dass er sich in seinem Alter dem Misstrauen und der Grausamkeit überließ. Sie hat ihn sicherlich jeden Tag ermahnt und gewarnt. Es ist furchtbar für sie gewesen, immer vergeblich zu bitten. Schließlich hat sie es nicht mehr ertragen können, ihn immer tiefer und tiefer sinken zu sehen.“ Der Fremdling beugte sich überrascht ein wenig vor, als er diese Worte vernahm. Aber das junge Weib sah nicht zu ihm auf. Sie hielt die Augen niederschlagen und sprach sehr leise und demütig. „Du hast vielleicht recht mit dem, was du von der alten Frau sagst“, antwortete er. „Faustina ist am Hofe wirklich nicht glücklich gewesen. Aber es scheint doch seltsam, dass sie den Kaiser in seinem hohen Alter verließ, nachdem sie ein ganzes Menschenleben bei ihm ausgeharrt hatte.“

„Was sagst du da?“, rief der Mann. „Hat die alte Faustina den Kaiser verlassen?“ „Sie hat sich, ohne dass jemand darum wusste, von Capreae weggeschlichen“, sagte der Fremde. „Sie ist ebenso arm gegangen, wie sie gekommen war. Sie hat nichts von allen ihren Schätzen mitgenommen.“ „Und weiß der Kaiser wirklich nicht, wohin sie gegangen ist?“, fragte die junge Frau mit ihrer sanften Stimme. „Nein, niemand weiß mit Bestimmtheit, welchen Weg die Alte eingeschlagen hat. Man hält es jedoch für wahrscheinlich, dass sie ihre Zuflucht in ihren heimatlichen Bergen gesucht habe.“ „Und der Kaiser weiß auch nicht, warum sie von ihm fortgegangen ist?“, fragte die junge Frau. „Nein, der Kaiser weiß nichts darüber. Er